

Yudit Kiss

Der Sommer, als mein Vater starb

(...) Wenn mein Vater nicht zwischen seinen beiden Arbeitszimmern hin und her pendelte, wenn er nicht unterrichtete und keine Verhandlungen führte, dann streifte er durch die Stadt. Spazieren zu gehen war ihm ein Grundbedürfnis, das er wahrscheinlich von seinem Vater geerbt hatte, so wie auch seine Gründlichkeit und die Liebe zu den Büchern. In der Stadt streunte er, wie er sagte, gerne umher, weil er auf diese Weise abschalten konnte; er sah sich jedes Schaufenster an, las jedes Plakat und ging natürlich in jedes Antiquariat. Mein Vater trennte sich nur aus einem einzigen Grund gerne von seinen Arbeitszimmern: wenn er irgendwohin verreisen konnte. Er war ein ausgezeichnete Reisender. Egal wo er ankam, fand er sich innerhalb von Augenblicken zurecht, er begann, die Sprache zu verstehen, kannte sich mit den Strecken der öffentlichen Verkehrslinien aus und entdeckte selbst die verborgensten Schätze. Er sammelte die Werbeblätter, die auf Bänken und in Zügen vergessenen Zeitungen, Broschüren und Stadtpläne und verbrachte die Abende damit, den Papierhaufen von mehreren Kilo Gewicht zu studieren und die sich ihm auftuende Welt zu deuten.

Diese beeindruckende Versiertheit war gewiss Teil seines geheimen Erbes. Durch die Erfahrungen der ihm vorangegangenen Generationen, die sich ständig auf der Flucht befunden hatten, war die Routine der Ortsveränderung ein Teil von ihm. Die Schauplätze seiner Kindheit hatten verstreut zwischen den damals noch vertrauten Hängen Mittelosteuropas gelegen, und es war ihm seinerzeit ein Leichtes gewesen, sich zwischen ihnen zu bewegen. Diese selbstverständliche Mobilität hatte, als er bereits erwachsen war, ohne jeden Übergang ein Ende. Die Grenzen wurden einbetoniert und mit einem Zaun aus Stacheldraht versehen. Der Grenzübertritt wurde selbst im Fall von befreundeten Ländern zu einer Stunden andauernden, beängstigenden Operation, bei der bewachte Grenzbeamte jedes einzelne Abteil, jeden Sitz und jede Gepäckablage gründlich durchsuchten, und zwar mit einem Gesichtsausdruck, als wüssten sie, dass wir etwas zu verbergen haben, sie uns aber dieses Mal großzügigerweise davonkommen lassen. Meine Eltern taten so, als wäre all das die natürlichste Sache der Welt.

Doch der Instinkt zur Ortsveränderung, der meinem Vater im Blut lag, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen, und wann immer es ihm möglich war, machte er sich auf den Weg. Seine Dienstreisen erlaubten ihm Jahrzehnte lang, seine Runden nur in den Ländern des Ostblocks zu drehen, so wie ein im Käfig eingesperrtes Tier. Er kannte die polnischen, bulgarischen und ostdeutschen Fahrpläne bereits auswendig, ganz zu schweigen von den zahlreichen

ausgezeichneten Schauplätzen in der Großen Sowjetischen Heimat, als er dank des allmählichen politischen Tauwetters, das um die Mitte der 70er Jahre einsetzte, endlich losfahren konnte, um auch den sündigen Westen zu entdecken. Natürlich nur, um ihm besser die Maske vom Gesicht reißen zu können. Sie machten sich glücklich auf den Weg; Mutter zog den Hausrat hinter sich her und Vater seine zwei riesigen Aktentaschen, die bis zum Rand mit Büchern, Notizen und dem obligaten Arara Cognac vollgestopft waren.

Die Reisen meines Vaters führten immer in Städte. Ausflüge oder Naturbeschau standen nie auf dem Programm. Im Gegensatz zu jener Strömung der Arbeiterbewegung, die es in die Natur lockte, die Volkslieder sang und die Kultur des Volkes pflegte, erschien die Natur in dem puritanischen Kreis, zu dem mein Vater gehörte, in erster Linie als ein zu bezwingendes Hindernis. Die Krone der Schöpfung (die sozialistische Menschenrasse) hatte die Natur gezähmt und sie unter wildem Posaunenklang in den Dienst ihrer hehren Ziele gestellt. Hinter dem Posaunenklang verbarg sich natürlich die Furcht des Urmenschen vor den unbezähmbaren Elementen, doch das kümmerte die Apostel des wissenschaftlichen Sozialismus – verständlicherweise – nicht. Bei den Städten ist der Irrglaube, es handele sich um einen durch den Menschen gestalteten und kontrollierten Raum, leichter aufrechtzuerhalten. Es ist durchaus kein Zufall, dass die Diktatoren des 20. Jahrhunderts – wiewohl im Kopf und von schlechtem Geschmack –, von Mussolini bis Ceausescu, ihre wundervollen Städte nach ihrem eigenen Bild umgestalten wollten. Mein Vater fühlte sich in einer Stadt sehr viel sicherer als auf einer Berglichtung oder an einem unbebauten Meeresstrand. Und in den fremden Städten ließ er sich auf besondere Weise gehen, er ließ zu, dass ihn ihr eigengesetzliches Dasein mitriss. Es schien dann immer, als würde der einstige aufgeschlossene Junge, der sich an dem Reichtum der Welt nie satt sehen konnte, die Macht über den disziplinierten Doktrinär an sich reißen.

Die erste Reise, auf die meine Eltern uns mitnahmen, führte in die Hauptstadt der DDR, nach Berlin. Für das im Zauber der Betongrenzen herangewachsene Kind, das ich war, bedeutete dieser Ausflug ein ganz besonderes Erlebnis. In der Nacht vor der Abreise war ich so aufgeregt, dass mich meine Mutter kaum ins Bett stecken konnte. Gegen Morgen träumte ich, die Welt jenseits der Grenze sei ganz genauso wie unsere: das Gras grün, der Himmel blau und die Hausdächer rot. Am nächsten Tag stellte ich, als wir mit wild klopfendem Herzen über die Grenze ratterten, enttäuscht fest – was ich allerdings diszipliniert für mich behielt –, dass mein Traum die Wahrheit vorausgesagt hatte. Doch über diesen Schlag hinaus wartete Berlin mit zahlreichen angenehmen Überraschungen auf. Die Stadt durchschnitten mit grauen Würfelhäusern gesäumte Radialstraßen, und es umgaben sie große, miteinander verbundene

Seen, auf denen man mit dem Boot rundherum fahren konnte. Die größte Sensation war der bescheidene Vorbote des technischen Fortschritts und der vom Kommunismus versprochenen perfekten Zukunft: eine Rolltreppe in irgendeinem der Kaufhäuser. Stundlang fuhr ich auf ihr auf und ab, im Taumel des Glanzes kommender Zeiten.

In der mit spartanischer Kühle eingerichteten, blitzsauberen Wohnung der Berliner Freunde meiner Eltern musste man sich sehr ordentlich benehmen. Auf den Möbeln lagen die Decken in perfektem Winkel, Tante Gerda deckte mit Tafelsilber, und für das Obst bekam man ein gesondertes Messer. So etwas hatte ich bislang nur im Festetics-Schloss in Keszthely gesehen. „Du Mama, sind das Grafen?“ fragte ich eines Abends ängstlich, als wir uns gerade zum Schlafengehen fertig machten. Meine Mutter lachte.

„Aber nicht doch, Annchen. Sie sind genau solche Genossen wie wir auch“, sagte sie.

Wie ich Jahre später rekonstruierte, hatten unsere Gastgeber zu der oberen Schicht der ostdeutschen Nomenklatur gehört. Mein Vater hatte sich mit dem Mann, dessen rechte Hand zur Hälfte fehlte, da er sie sich vor der Musterung lieber zerschossen hatte, nur um nicht an Hitlers Seite kämpfen zu müssen, bei der Moskauer Aspirantur angefreundet. Er war aus dem Kriegsgefangenenlager an die Universität gelangt, wo er unter anderem auch Ungarisch studiert hatte. Als er uns von Zeit zu Zeit in Budapest besuchte, war er immer guter Laune und alberte mit uns herum, bei unserem Aufenthalt in Berlin aber war er abwesend und zurückhaltend und musste ständig irgendwohin gehen. Kurz nach der Wende verstarb das deutsche Ehepaar ganz plötzlich. Sie verschwanden ohne jegliche dramatische Zeremonie, als wollten sie keine Spuren hinterlassen, als hätten sie nie auf dieser Erde existiert; so wie ihre einstige Heimat, die DDR.

Bei meiner ersten Reise ins Ausland lernte ich auch, dass die Welt in zwei Teile geteilt ist. Am Rand von Berlin, auf einem riesigen Platz stand ein in den Himmel ragender Turm, von dessen Spitze man ein anderes Land sehen konnte. Auch das andere Land hieß Deutschland. West und Ost, erklärten meine Eltern. Im Osten geht die Sonne auf, im Westen wird sie untergehen, wiederholte ich gewissenhaft, doch verstand ich es nicht recht. Sie zeigten mir auch die Mauer. Zwischen zwei riesigen Wachtürmen stand eine mit Stacheldraht gekrönte Ziegelmauer. Einige Meter weiter eine andere. Zwischen ihnen auf dem Boden ein roter Kreis.

„Was ist dieser rote Kreis?“ fragte ich beunruhigt.

„Hier ist ein Soldat gestorben“, sagte meine Mutter.

„Warum?“

„Weil er erschossen wurde.“

„Wer hat ihn denn erschossen?“

„Die, die rüber gehen wollten.“

„Wohin?“

„Auf die andere Seite.“

„Warum? Darf man nicht rübergehen?“

„Ja, siehst du denn nicht, wozu die Mauer da ist?“

„Wozu?“

„Weil wir uns schützen müssen.“

Bei unserem Ausflug nach Berlin zeigten uns unsere Eltern auch das Konzentrationslager Sachsenhausen. Im Taxi erklärten sie uns kurz, worum es ging. Zur Zeit des Schnauzers steckten sie diejenigen hier rein, die sie vernichten wollten; alle, die nicht einer Meinung mit ihnen waren, Unschuldige. Dass ein bedeutender Teil unserer Familie in einer ähnlichen Institution sein Leben gelassen hatte, wurde nicht erwähnt. Der Schnauzer war Hitler, während unseres gesamten Ausflugs nach Deutschland durften wir den Namen Hitlers nicht aussprechen, damit wir unsere Gastgeber nicht verletzen. Warum? Weil sie denken könnten, wir geben ihnen die Schuld. Aber sie haben das doch nicht getan. All die schrecklichen Dinge, die wir in sowjetischen Filmen gesehen haben, wurden von denen begangen, die auf der anderen Seite der Mauer leben. Die hier sind anständig. Ich sah die Haufen von Haaren, Rasierpinseln, ausgetretenen Schuhen. Die aus Menschenhaut angefertigten Lampenschirme. Ich sah die Baracken, die mehrstöckigen Pritschen, die schneeweiß geschrubbten Duschkabinen. Auf dem Heimweg im Taxi, in dem bernsteinfarbenen Sonnenschein des Nachmittags, brüllte ich mit der unzählbaren Wut einer Siebenjährigen: „So ein verdammtes! So ein verdammtes Arschloch! So ein verdammtes Arschloch!“
Jetzt verstand ich, wozu die mit Stacheldraht gekrönten Mauern notwendig waren.

Was mochte mein Vater wohl gefühlt haben, als er sich mit der für ihn typischen Gründlichkeit die Pritschen, den Appellplatz, den schmalen, gepflasterten Weg zu den Gaskammern besah? Sagte er etwas zu Mutter, als sie sich mit der von Tante Gerda gestärkten Bettwäsche zudeckten?

*

An einem Nachmittag, in der Metro auf dem Weg ins Krankenhaus, verharrte meine Hand plötzlich in der Luft, als ich nach meiner Tasche griff, um etwas zum Lesen hervorzunehmen.

Ich überlegte, welches der Gesichter von all jenen Mitmenschen, die gleichmütig um mich herumsaßen, sich wohl zu einer Hass versprühenden Fratze verzerren würde, wenn ich aus meinem voll bepackten Rucksack die ungarisch-jüdische Zeitschrift Sabbath hervornehmen würde. Welche Empörung würde es in dieser wohligen Stallwärme, in der wir jetzt in den lindgrünen Waggons der Mitjischinski Maschinostroitjelni Zawod dahinschuckeln, hervorrufen, wenn ich mit einem Schwarzen zusammengekuschelt dasäße? Oder mit einem Zigeuner, denn bei dem könnte man nicht einmal sagen, er sei sicher ein Ausländer. In Genf bin ich nicht in der Lage, die Distanz zu verstehen, die die Stadtbewohner voneinander trennt, hier zu Hause in Ungarn überrascht mich aber immer die Schnelligkeit, mit der die Aggression aus den Menschen hervorbricht, verursacht durch eine einzige, unschuldig erscheinende Geste. Da mich, wenn ich nach Hause komme, im Allgemeinen eine fröhliche Unbefangenheit erfüllt und ich nicht damit rechne, erwischt mich diese Rohheit jedes Mal wie eine kalte Dusche. Doch als ich mich jetzt in der Metro über meine Tasche beugte, fiel mir im letzten Moment ein, dass ich vorsichtig sein musste. Opportunistisch zog ich die Wirtschaftszeitschrift HVG hervor. Ein kleines Land, voller Hass, sagte ich mir schlechtgelaunt.

„Diese Demokratie, die wolltet ihr doch!“ schrie mein Vater mit hochrotem Kopf bei einem Sonntagsessen, kurz nach der Wende.

Hegel, Gegel und Bebel grinsten zufrieden im Bücherregal. Sie liebten es, wenn die Emotionen hervorbrachen. Es folgte ein schrecklicher politischer Streit. Erst einige Stunden später, als die Parteien, erschöpft von dem Gebrüll und dem Essen meiner Mutter, eine Feuerpause verkündeten, war mein Vater in der Lage zu erzählen, was ihn so aufgebracht hatte. Einige Tage zuvor hatte in der Straßenbahn Linie 49, auf seinem Weg nach Hause, ein Mann mittleren Alters laut und deutlich zu ihm gesagt:

„Du stinkender Jude! Haben sie dich auch vergessen, in Auschwitz zu vergasen?“

„Was?“ fragten wir entsetzt. „Und was haben die anderen gesagt?“

„Sie haben aus dem Fenster gesehen, genau so wie '44. Hinten haben ein paar Jugendliche laut gelacht.“

„Und du? Hast du was geantwortet?“

„Ich bin ausgestiegen und zu Fuß nach Hause gekommen.“

Der Weg von dem Hotel Gellért bis zur Németségyi-Straße kann sich endlos hinziehen. Und da ahnten wir noch nicht einmal, dass das nur der Anfang ist. Zu der Zeit war es noch ein Skandal, wenn jemand sich wagte, einen anderen öffentlich als Jude oder Zigeuner zu

beschimpfen; die neue Regierungsmacht versuchte sich noch nach jedem versehentlichen Fauxpas, rein zu waschen. Die neu zu Leben erweckte Sprache des Rassenhasses und der aufwieglerische Stil waren noch nicht auf die Ebene der politischen Öffentlichkeit befördert worden, wie dann zur Zeit der dritten demokratisch gewählten Regierung. Die erlebte mein Vater zum Glück nicht mehr. Aber ihm reichte auch der Anfang vollkommen.

Für meinen Vater war das Judentum ein Atavismus. Nicht nur, weil er zu der Generation von Überlebenden gehörte, die die Bande, die sie mit der grausamen Vernichtung verknüpften, um jeden Preis aus sich herausreißen wollte, sondern auch, weil er davon überzeugt war, sich mit einer neuen Selbstbestimmung als Kommunist über jede andere Determiniertheit erheben zu können. Obgleich die Dokumente, die wir nach seinem Tod fanden, gerade das Gegenteil belegten, hatte er nach seinen Erzählungen nie einen gelben Stern getragen, war er nicht deportiert worden und war mit Ausnahme seines erfolglosen Besuchs in der Synagoge in der Dohány-Straße nie im Ghetto gewesen. Bei dieser Gelegenheit hätten ihn, so erzählte er einmal aufgebracht, die illegalen Kommunisten irgendwann im Winter 1944 ins Ghetto geschmuggelt, damit er die, die dort lebten, zu einem Aufstand wie in Warschau ansporne. Seine Glaubensgenossen hätten ihn hochkant aus der nach Leichen stinkenden Synagoge geworfen, was in ihm die Überzeugung bekräftigte, dass seine Entscheidung richtig gewesen sei, sich ein für alle Mal von ihnen abzugrenzen.

Wie ich später erfuhr, war diese Geschichte vermutlich glaubhaft gewesen, nur mit dem kleinen Unterschied, dass mein Vater Bewohner des Ghettos gewesen war und von dort aus versucht hatte, etwas an der Lage zu ändern, und nicht als Berater von außen. Es scheint, dass diese von innen heraus geschehende Korrektur schon damals seine fixe Idee gewesen war. Nach seinen Erzählungen hatte er sein Leben dem Umstand zu verdanken, dass er nach der Machtübernahme durch die Pfeilkreuzler in die Illegalität abgetaucht war und in den Reihen der im Untergrund aktiven kommunistischen Partei mit falschen Papieren gegen den Faschismus gekämpft hatte. Er fügte aber nicht hinzu, dass seine Mutter die Papiere von der schwedischen Botschaft beschafft hatte. Meinem Vater verursachte nicht nur sein religiöses Verhältnis zum Judentum Unbehagen; von Israel wollte er erst recht nichts hören, und von den Juden sprach er immer in der dritten Person Plural. Mit Ausnahme eines einzigen Versprechers, als nach 1990 jemand im neuen, frei gewählten ungarischen Parlament das erste Mal aufwarf, man sollte die Redner jüdischer Abstammung auf ein Fass stellen. Ich war gerade an dem Morgen aus England angekommen und am Abend fuhr ich schon weiter zu einer Konferenz nach Prag. Ich stand mit meiner Mutter auf dem nebeligen Bahnsteig des

Westbahnhofs, als mein Vater gelaufen kam. Ich war gerührt, dass er mich sehen wollte. In den verbleibenden Minuten erzählten wir uns rasch die wichtigsten Nachrichten, und da sagte mein Vater, das erste und letzte Mal in meinem Leben:

„Sie wenden sich wieder gegen uns.“

Wir standen in der früh einbrechenden Dunkelheit des Oktoberabends da, in der Kälte war unser Atem schon zu sehen, und vielleicht durch den beißenden Geruch des Rauches, vielleicht durch das Brummen des Zuges bereit zur Abfahrt, durch die kurze Begegnung und den uns plötzlich einholenden Abschied verwirrt, benutzte mein Vater das erste Mal in seinem Leben die erste Person. Wieder fangen sie mit uns an, sagte er, und ich klammerte mich verblüfft an dem kalten Griff des Zuges fest und verbarg mein Gesicht im Schal. Seit Jahrzehnten hatte ich auf diesen Satz gewartet, mit dem er wagte, zur Vergangenheit zu stehen, mit dem er wagte auszusprechen, wer er war und damit auch wer ich bin; der uns zu einem Teil einer Vergangenheit werden ließ, auch wenn diese Vergangenheit über Jahrhunderte von Tränen begleitet war; der uns zu Mitgliedern einer Gemeinschaft weihte, auch wenn diese Gemeinschaft mehrfach dezimiert worden war und wir nur mit einer relativ kleinen Gruppe der Mitglieder, die am Leben geblieben waren, einer Meinung sein konnten; wir gehörten dazu, und das war von nun an eine Tatsache. Diese Tatsache bot einen Ausgangspunkt, von dem aus man sich dann den Weisungen unseres Gewissens folgend auf den Weg machen konnte. Wir standen im orangefarbenen Licht der abendlichen Lampen da, unser sich im herbstlichen Dunst abzeichnender Atem umhüllte uns zart, still, beobachtend sahen wir einander an, als wären wir uns gerade das erste Mal begegnet, dann piff der Schaffner laut in seine Pfeife, und ich sprang schnell auf die rutschige Eisentreppe. Der Zug setzte sich vorsichtig in Bewegung. Mein Vater winkte mir vom Bahnsteig unbeholfen hinterher, dann schrumpfte er unter den kalten Neonröhren allmählich zu einer winzigen Gestalt. Ich aber stand stundenlang wie betäubt auf dem Gang und sah zu, wie in der zunehmend dichteren Nacht die Bäume entlang der Schienen vorbeihuschten.

Ich weiß natürlich, dass es ein absoluter Zufall ist, doch möchte der rastlose Schöpfer von Mythen – Mitbewohner des in meinem Kopf hausenden realexistierenden Sozialisten – hinzufügen, dass ich am Ende dieser Zugreise den Menschen kennen lernte, mit dem ich seitdem zusammenlebe.

In seinem verbleibenden Leben war mein Vater noch ein Mal in der Lage, mit Qual zu seinem Judentum zu stehen; als er unverschuldet den *Roman eines Schicksallosen* von Imre Kertész gelesen hatte. Das mochte irgendwann zu Beginn der 90er Jahre gewesen sein, als mich meine

Eltern einmal in Genf besuchten. An einem müden Nachmittag, als niemand damit rechnete, griff die Vergangenheit unerwartet nach meinem Vater, packte ihn mit eisernem Griff am Kragen und zwang ihn, dem Ende ins Auge zu blicken, dem er persönlich entrinnen konnte und das er aufgrund dieses glücklichen Zufalls im Hinblick auf sein eigenes Leben als ungeschehen erklärt hatte. Nach Ansicht meines Vaters war das, was im Zweiten Weltkrieg mit den Juden geschehen war, eine Äußerung des vernichtenden Charakters des kapitalistischen Systems, einer unter zahlreichen, ähnlich grauenvollen, sichtbaren oder unsichtbaren Völkermorden, die er als Kommunist prinzipiell aufs Tiefste verurteilte, doch hatte er nichts damit zu tun. An diesem Tag im Spätfrühling aber verirrte sich mein Vater in dem chaotischen Bücherregal unserer unschuldig scheinenden Genfer Wohnung ungeschützt auf ein Minenfeld. Aus dem Nachmittagsschlaf erwacht suchte er in der leeren Wohnung nach etwas zu lesen, während meine Mutter und ich mit den Kindern im Park spazieren gingen. Und durch eine unberechenbare Laune des Schicksals fiel ihm gerade der *Roman eines Schicksallosen* in die Hände, die erste in Papier gebundene Ausgabe mit Dürers *Melancholia* auf dem Titelblatt. Das Buch war ein Geschenk von meinem Freund Tamás, der es mir ein paar Jahre zuvor mit den Worten in die Hand gedrückt hatte, dass dies ein unentdecktes Meisterwerk der ungarischen Literatur des 20. Jahrhunderts sei, und ich war seitdem voller Erwartung, da ich noch keine Gelegenheit hatte, es zu lesen.

Der Zufall führte die beiden winzigen Nebenfiguren des vor gut fünfzig Jahren erfolgten, bis zum heutigen Tage unbegreiflichen und unentschuldbaren Dramas in dieselbe dämmerige Küche, den sich nun über den Küchentisch beugenden, sein Gesicht in den Händen vergrabenden Vater, der dem mit außergewöhnlichem Glück entkommen war, was die Nachwelt im Ungarischen später als „Schreckenszeit“ bezeichnete, damit man nicht mit sehr viel unangenehmeren Bezeichnungen leben musste, und den Überlebenden, der im Buch Gestalt annahm, dem ihm erteilten Urteil nicht entfliehen konnte und Jahre später beschloss, darüber zu berichten, wie die Hölle in jede Schicht des menschlichen Daseins eingedrungen war. Mein Vater hatte, wie ich weiß, andere „Holocaust-Literatur“ gelesen, als wir Jugendliche waren, gehörte *Die große Reise* von Semprún zur Grundlektüre, bis sich Genosse Semprún dann auf den wackeligen Boden des Eurokommunismus begab, womit es ihm gelang, in unseren Bücherregalen zu einer Persona non grata zu werden; mein Vater kannte also mit Sicherheit die Erzählungen von Mária Ember bis Béla Zsolt, doch wahrscheinlich war er sonst vorbereitet gewesen, hatte er sorgsam vorgeplant, in welche geheimen Fächer seines Bewusstseins er die Grauen sperren würde und so ging er nicht an ihnen zugrunde.

An diesem Spätnachmittag in Genf aber, in diesem für ihn fremden Umfeld und in dieser fremden Sprache, als ihm unerwartet ein Roman in ungarischer Sprache in die Hände fiel, mit einer nachsinnenden weiblichen Gestalt mit üppigen Formen auf dem Titelblatt, setzte seine Wachsamkeit für einen Augenblick aus, und als er dahinter kam, dass es in dem Roman um ihn ging, um den einsamen Jugendlichen mit den leuchtenden Augen und dem Wunsch zu leben, um die geschiedenen Eltern, um den bei der Zwangsarbeit getöteten Vater, die sie gewesen waren, bevor das in die Uniform der Pfeilkreuzler oder Nazis gekleidete Schicksal auf sie niedergeschmettert war, da war es schon zu spät. Er konnte dem Albtraum nicht mehr entfliehen. Endgültig hatte er sich in dem unergründlichen Spiegellabyrinth verirrt, in dem er an jeder Ecke seinem eigenen Selbstbildnis ins Auge blicken musste, von dem er sich sein Leben lang versucht hatte zu befreien, dessen Erinnerung er selbst aus der universalen Erinnerung löschen wollte, vor dem er sich fürchtete wie vor dem schwefeligen Feuer der Hölle. Ein einziger Blick jenes zu Tode verurteilten jüdischen Jungen, der mein Vater einst gewesen war, hätte die aus Ideologie, Lügen und Selbstschutz errichtete Festung zerstört, in die er sich als Erwachsener verschanzt hatte.

Im Labyrinth umherirrend wusste er vielleicht zuerst noch genau, was der Unterschied zwischen ihm selbst und dem unberührbaren Spiegelbild war. Nach einer Weile konnte er sich aber überhaupt nicht mehr sicher sein, ob er sich selbst entgegenkam oder sein zum Tode verurteiltes Ebenbild; er konnte nicht mehr wissen, was davon er war und wer er überhaupt war, welche seiner Bewegungen wirklich war und welche nur eine optische Täuschung; ob denn wohl jemand hinter der kalten Oberfläche des Spiegels steckte, der sich einen grausamen Scherz mit ihm erlaubte, indem er sein sorgsam verschanztes Leben unbemerkt von ihm abnahm wie einen unrechtmäßig angeeigneten, geliehenen Mantel, oder ob all das nur Anschein und ein geschmackloses Spiel waren. Das Spiel wurde zur Verfolgung, und es war keineswegs sicher, ob man mit dem Leben davonkommen konnte. Es musste eine lange Zeit vergangen sein, bis mein Vater, nachdem seine Schritte immer schneller wurden, sein Atem zu einem heftigen Keuchen wurde, um den Preis zahlreicher schmerzhafter Zusammenstöße endlich den Weg hinaus gefunden hatte.

Als ich ihn in der bereits stockfinsternen Küche fand, saß er das Gesicht in den Händen vergrabend, zusammengekrümmt auf dem Küchenstuhl. Ich sprach ihn an, woraufhin er den Kopf hob und sich verwirrt umsah. Er bekam etwas schwer Luft und seine Augen waren ungewohnt weit geöffnet, als wäre er gerade aufgewacht. Vielleicht hatte er auch geweint, das konnte ich nicht wissen, denn ich hatte ihn nie weinen sehen, so kannte ich bei ihm die besondere Anordnung der Gesichtszüge nicht, die den Tränen vorangeht. Im Dunkeln konnte

ich seinen Gesichtsausdruck ohnehin nicht gut erkennen. Ich machte das Licht an und begann mich schnell, in der Küche nützlich zu machen, um ihn in die Realität zurückzuholen. Er saß noch lange reglos auf dem Küchenstuhl und hielt das geschlossene Buch fest in seinen Fäusten, als hätte er Angst, der finstere Dämon würde erneut aus ihm ausbrechen.

Einige Stunden später, nachdem wir die Kinder hingelegt hatten, fragte ich ihn, ob er vielleicht Lust hätte, ein wenig frische Luft zu schnappen. Wir gingen am breiten Seeufer spazieren. Langsam und wortlos schlenderten wir unter dem violetten Himmel und warteten darauf, dass man die abendliche Beleuchtung anschaltete.

„Na, man könnte auch sagen, dass das ein Meisterwerk ist“, sagte mein Vater plötzlich.

Da ihm solche Worte sonst kaum über die Lippen kamen, wollte ich mich auch nicht mit ihm anlegen, warum er es denn dann nicht sagte. Neugierig begann ich, ihm Fragen zu stellen, doch er antwortete nur widerwillig und lenkte das Gespräch in eine andere Richtung.

Von diesem Abend an gerechnet dauerte es gut sieben Jahre, bis ich mich an den *Roman eines Schicksallosen* heranwagte. Die anderen Kertész-Bücher konnte ich lesen, mit ihnen pirschte ich mich vorsichtig heran, um zu sehen, was mich erwartete. Aber so oft ich den *Roman eines Schicksallosen* hervornahm, begann mein Magen bei der Szene, in der der Protagonist beim Mittagessen den Teller wegschiebt und ihm bei der Berührung seines Vaters schlecht wird, zu zittern, sodass ich das Buch weglegen musste. Erst Jahre nach dem Tod meines Vaters verstand ich, was dort sonst noch an jenem Nachmittag in Genf geschehen war. Über das dramatische Zusammentreffen zweier Überlebender hinaus waren dort damals über den Küchenfliesen zwei Weltanschauungen aufeinandergeprallt; der die Welt erlösende Messianismus und die Poesie des Nichts. Die Idee, die auf den historischen Fortschritt, auf die nach dem Licht strebende Menschlichkeit vertraute, auf der einen Seite und die Nacktheit des menschlichen Lebens, das der Erhabenheit der Sendung beraubt war, auf der anderen. Die erstarrende Kälte der Leere.

Was diesen Gedankengang anging, verfügte ich nur über oberflächliche Kenntnisse. Mein Vater hatte die Formung meiner Weltanschauung in recht zartem Alter in die Hände genommen, doch meine philosophische Vorbereitung nahm, als ich etwa dreizehn Jahre alt war, mit Giordano Bruno ein jähes Ende. An seinem Beispiel konnte ich ein für alle Mal lernen, wie die regressiven Kräfte mit den Vertretern der fortschrittlichen Ideen umgehen. Mein Vater hielt mich damals reif dafür, mit einem schneidigen Husarenstreich aufs Wesentliche zu kommen, und wir begannen, die *Kritik des Gothaer Programms* und das *Kommunistische Manifest* zu lesen, auf dem Weg zu den ausgewählten Werken von Marx-Engels-Lenin. All das war zwar nicht so schön und dramatisch wie der arme verbrannte

Italiener, für den ich des Nachts Tränen vergoss, doch damals hatte es den Anschein, dass es auf einem geraderen Weg zum Heil der Menschheit führte.

Aufgrund der auf diese Art erfolgenden Verflachung meiner ideengeschichtlichen Bildung ist es vorstellbar, dass es mich verblüffte, als ein Philosophielehrer ein gutes Jahrzehnt später in einem Sommerlager zur Lektüre des *Kapitals* – wo wir das epochale Werk des großen Denkers wochenlang mit den Traditionen entsprechenden talmudistischen Methoden interpretierten – unerwartet Parmenides mit uns las. Damals erfuhr ich das erste Mal aus glaubhafter Quelle von der Möglichkeit, dass das Leben keinen Sinn hat. Doch aufgrund meiner Erziehung und seelischen Veranlagung verspürte ich nicht allzu viel Veranlassung, dieser These gründlicher nachzugehen. Ganz bis zu dem Zeitpunkt, als ich unter großen Qualen bei dem *Roman eines Schicksallosen* angelangt war. Aus Köves' Geschichte blickt uns dasselbe bis ins Extreme reduzierte Dasein entgegen wie aus den Axiomen von Parmenides. Jemand ist den Weg zu Ende gegangen, von dem noch nie ein Reisender zurückgekehrt ist, er hat alles festgehalten und seine Erfahrungen zwanzig Jahre später erzählt. Er war knapp zwanzig Jahre später bereit, jeglichem Schmerz, jeglicher Anteilnahme oder Verzweiflung Zugeständnisse zu machen. Er erstellte eine präzise Inventur davon, wozu der Mensch fähig ist. Was er fähig ist zu begehen, was er fähig ist zu ertragen. Als Abschluss fügte er noch hinzu, dass die Beteiligten am Ende des Weges nicht erhaben sein werden, man sie nicht verurteilt und sie nicht freispricht. Die gleichmütige Zeit fegt sie alle zu dem mit seinen eigenen Wandlungen beschäftigten Abfall.

Mein Vater war im Gegensatz dazu sein ganzes Leben lang von der Überzeugung geleitet, dass alles einen Sinn hat, dass der Fortschritt unumkehrbar und die Menschheit erlösbar ist. Eine andere Frage ist, dass er sich diese Erlösung nur auf eine Weise vorstellen konnte, und es für zulässig, ja sogar für wünschenswert hielt, dass der Mensch auch entgegen seines Willens erlöst werde. Die Diktatur konnte mit der Unreife der Massen, ihre eigenen Interessen zu erkennen, gerechtfertigt werden. Du bekommst eine solche Erlösung hinter die Ohren, dass dir Hören und Sehen vergehen! Aber der Glaube an das Gute im Menschen und an den Fortschritt, der seinen mit blinder Überzeugung vertretenen politischen Ansichten tief innewohnte, machte meinen Vater liebenswert. Auch dann, wenn ich weder seinen Ansichten, noch seiner Tätigkeit mehr beipflichten konnte, ständig gegen ihn ankämpfen musste, damit er nicht die Gemeinschaft der auf der tiefsten Ebene befindlichen Motivation ausnutzte und mich eingarnte, um zu erreichen, dass ich mich mit ihm einverstanden zeigte und ihm folgte. Wenn ihn der Schlag unter die Gürtellinie, den ihm der *Roman eines Schicksallosen* versetzt hatte, vorbereitet getroffen hätte, hätte er das Werk im Namen der heiligen Progression, mit

der von ihm gewohnten Leidenschaft als einen weltanschaulich inakzeptablen existenzialistischen Blödsinn ablehnen können. Er hätte das Buch fein säuberlich in das verwüstete Bücherregal zurückgestellt und den Autor unter jene einreihen können, mit deren Erfahrungen, Gedanken und Ideen man nicht zu rechnen braucht, da sie ohnehin im Unrecht sind. Doch hier sprach durch die zu Rauch gewordene Vergangenheit ein Kind zu ihm, sein einstiges Ich oder der beste Freund seines einstigen Ichs. Und dieses Kind vermochte er nicht, erneut zu ermorden. Er musste sich bis zum Ende anhören, was es zu sagen hatte, und das kostete eine Reihe schlafloser Nächte. Doch dann kam er zum Glück auch darüber hinweg.

Ein guter Rat: Schau einem geschenkten Buch gründlich ins Maul!

Aus dem Ungarischen von Eva Zador

[S. 50-66]

Synopse

Yudit Kiss: Der Sommer, als mein Vater starb

Apám halálának nyara – Noran, Budapest 2006. 257 Seiten

Die Ich-Erzählerin schildert die Geschichte zweier ungarischer Familien im Kontext der bedeutendsten Ereignisse in der ungarischen und osteuropäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Der Vater stammt aus einer wohlhabenden jüdischen Familie, die während des Zweiten Weltkriegs fast vollständig vernichtet wurde, die Mutter – ebenfalls jüdischer Herkunft – kommt aus einer der ärmsten Regionen des Landes. Der Vater leugnet seine jüdischen Wurzeln, die Mutter ist sich derselben nicht einmal bewusst. Nach dem Zweiten Weltkrieg werden beide überzeugte Kommunisten, auf dieser Ideologie basierend bauen sie ihr Leben wieder auf und ziehen sie ihre Töchter groß.

Die Geschichte ist um die letzten Tage des Vaters strukturiert. Die Ereignisse, die seinen Tod begleiten, und die Erinnerungen der Tochter rückverfolgen die Geschichte der beiden Familien von den frühen 20er bis zu den späten 90er Jahren des 20. Jahrhunderts. Sie sind begleitet von einem langsamen Entwicklungsprozess, durch den die Erzählerin sich mit den Widersprüchen und Lügen, die Teil des Lebens ihres Landes und ihrer Familie sind, auseinandersetzt. Während dieser faszinierenden und schmerzvollen Reise entdeckt sie ihre jüdischen Wurzeln und wird sich der Unzulänglichkeiten der kommunistischen Ideologie

bewusst. Mit der Auseinandersetzung und Reflexion ihrer neuen Erfahrungen sucht sie nach einem Gleichgewicht zwischen Liebe und Revolte, Untergang und möglicher Rekonstruktion, verzerrter Ideologien und fundamentalen Werten. Das Buch – dessen Rahmen der persönliche Verlust des Vaters darstellt – reflektiert die Erfahrungen einer Generation, die in der Zeit des „real existierenden Sozialismus“ aufgewachsen ist, im Kampf gegen das schwere Erbe der Eltern, historisch, künstlerisch und emotional abhängig, doch auf der Suche nach eigenen Werten.

Tagebuchauszüge, Briefe und Reflexionen über Themen wie Literatur, Politik, Erinnerung und Sprache sind in den Text eingearbeitet. Der Erzählton ist lebendig, mit schwarzem Humor durchsetzt, was einen Gegenpol zu den eher poetisch formulierten dramatischen Abschnitten darstellt.

Die Autorin

Yudit Kiss wurde 1956 in Budapest geboren. Sie arbeitet als Wissenschaftlerin im Bereich der Wirtschaftsentwicklung. Nachdem sie in Ungarn, Mexiko und Großbritannien tätig war, zog sie in den frühen 1990er Jahren in die Schweiz. Ihr Forschungsschwerpunkt konzentriert sich auf die Probleme ökonomischer Transformationen in Mittelosteuropa. Sie ist Autorin zahlreicher Artikel, Forschungsarbeiten, Aufsätze und eines Buches, das bei der Oxford University Press/SIPRI herausgegeben wurde (ein zweites wird in Kürze erscheinen), daneben sind von ihr Artikel in *The Guardian*, *Lettre International*, *Nexos*, *El Nacional* und *Gazeta Wyborcza* erschienen, die ein breiteres Publikum ansprechen. *Der Sommer, als mein Vater starb* ist ihr erster Roman.

<http://www.hubook.de/index.php?id=440>